Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 47

Artikel: Schwester und Bruder [Fortsetzung]

Autor: Odermatt, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648644

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 23. November 1935

Der Mutter aufs Grab. Von Prof. Heinrich Glücksmann.

Ich bin an Mütterchens Grab getreten,
Um wortlos mit fliessenden Tränen zu beten,
Um zu erzählen und zu berichten
Von harten Daseins Mühen und Pflichten,
Von Siegen, in harten Kämpfen erstritten,
Von tiefen Wunden, die ich erlitten,
Ein wenig vom Glück und viel vom Leid,
Dass das Haar mir gebleicht, lang vor der Zeit,
Vom lieben Weib und schönen Kindern,
Die Sorgen aufbürden, doch Sorgen auch lindern ....

Doch als ich am Grabe der Mutter stand,
Da ergriff mich das Weh mit eiserner Hand
Und es fiel mir nichts vom Leben ein,
Als dass drin fehlt mein Mütterlein.

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

10

Er war nie ein Freigebiger mit Worten gewesen, doch die Ereignisse der Hochwassernacht begrub er in den tiefsten Tiefen seines Herzens. Wenn einer fragte: „Die Nacht war stockfinster ... Habt ihr wirklich nichts gemerkt von dem Dammbruch ... seid am Morgen von dem Unglück überrascht worden?" antwortete Regina für ihn:

„Um eins ist er von der letzten Umschau heimgekommen und hat nichts Böses vermeldet. „Geh zu Bett", sagte er und ging in seine Kammer. Da sah ich, daß er naß war und das Wasser aus seinen Kleidern troff.

Wir wollen den Herrgott walten lassen, war mein Trost."

Hinterher wuchsen die Wahrnehmungen und Ahnungen himmelhoch vor ihr empor: „Als er von seinem nächtlichen Gang an den Fluß zurückkehrte, war das Unglück bereits geschehen und er verschwieg's", rechnete sie. Hatte die elementare Gewalt der Zerstörung, die Ueberlegenheit der Naturkräfte über den Menschen, die Kräfte seines Willens derart windelweich geschlagen, daß er nun alle Dinge mit dieser kalten Gleichgültigkeit an sich herantreten läßt und mit der Schaufel hinter sich wirft, was die Rüfe ihm zurollt? ... Nun verstand sie auch, daß er sie in ihrem Gebet zu Gott um Hilfe und Erbarmen mit dem rauhen und weltlichen Wort störte: „Geh zu Bett!" Der Gedanke aber erschreckte sie. Wenn er das Gottvertrauen verlöre, wann sie es am nötigsten hatten.

Aus allem aber schusterte Regina wieder eine Rechtfertigung für sie: „Wenn ihn alles verläßt, stehe ich neben ihm!"

Allein die Geschwister wurden in Mitleid eingebettet, die Hilfsbereitschaft hätte sich des eigenen Hemdes entledigt und es den Beraubten gegeben. Wessen Arme und Rücken zu dem schweren Dienst untauglich waren, den beschlich das Gefühl der Minderwertigkeit in der Kette der Volkseinheit.

Eine von der Regierung gesandte Kommission von Sachverständigen mit Mappen und Instrumenten, Trägern und Meßgehilfen untersuchte die Ursache des Dammbruches. Trotz der ernsten Miene, die sie der Verwüstung und dem Schaden zu schulden glaubten, waren sie innerlich vergnügt. Sie hatten Schwierigkeiten erwartet, Differenzen befürchtet, nun löste sich die Geschichte in einer glatten und unanfechtbaren Art. Die Aussagen Reginas, die Meinrad mit einer stummen Bewegung des Kopfes begleitete, die sie als Zustimmung buchten, die Aussage also, daß schon abends ein armdicker Wasserstrahl aus der Wuhre hervorgequollen sei, schloß jeden Zweifel aus. Die Wuhre war unterfressen worden.

Während die Kommission auf dem Augenschein das Protokoll aufnahm, trippelte eine Jungfrau über die trostlose Wüste hinweg. Die kleinen Füße suchten zwischen dem Morast und den trüben Wasserlachen die trockenen Steine, sie hob mit zwei Fingerspitzen den schweren Rock und setzte mit zierlichen Bewegungen über die Tümpel hinweg. Die

silbernen Göllerketten baumelten um ihre Brust; denn sie war geputzt wie zu einer Hochzeit. Ihr rosenroter Mund lächelte und ihre dunkeln, blitzenden Augen suchten die jungen Männer zwischen zwanzig und dreißig, die redete sie mit hoher Stimme an, mahnte sie, sich in diesem Dienste nicht lahm zu schaffen. Dann machte sie sich an die Experten heran: „Die Ursache? Ich könnte sie euch nennen. Haha ha. Allein, ihr kennt ja auch den Spruch: Der Glaube macht selig", kicherte sie hell.

Endlich setzte sie ihren Weg weiter .... Wie sie schön war, die Christe. Rote, runde Bäcklein, ein Mäulchen, süß wie ein Kuß und Augen wie Irrlichter .... Aber, aber. Hat sie nicht wie die Mutter ein Rädlein zuviel in den Kopf bekommen ....?

VII.

Das hohe Lied.

Die Arbeit auf den verwüsteten Feldern glich einer fernen rhythmischen Musik. Menschenhand, stiller als das kopflose Element, doch in der besonderen, gedrungenen Kraft mächtiger als dieses. Der Stahl klang im Gestein, und aus dem tiefen gedämpften Rauschen des Flusses erhoben sich die hellen Stimmen der Männer, die die Hilfe leiteten.

Nach den langen grämlichen Regentagen schossen zum erstenmal wieder Sonnenstrahlen übers Land, gaben den Bewegungen der Arbeitenden das Leichte, Festliche und ihren Gliedern und den starken Stirnen Schönheit und Kraft.

Die Studenten und Lehrer zu St. Fidelis richteten für die Frondienst Leistenden eine Küche her, die goldenen Bärte der Lehrer glühten vom Herdfeuer, und weiße zarte Gelehrtenhände rührten mit mächtigen Kellen in der aufwallenden siedenden Suppe. Unter den Studenten war aber einer, der die leichte Arbeit verschmähte und zu Pickel und Schaufel griff, und seine Leistung stand wenig hinter der des sturmerprobtesten Mannes zurück. Man hatte ihm vom Schicksal des Geschwisterpaares erzählt. Seine eigene Jugend war denselben schweren Weg gewandelt, mit dem Unterschiede nur, daß ihre Sehnsucht früher Erfüllung fand als seine: das willensstarke, dürstende Verlangen nach dem Priesterstande.

Sein Vater war als Holzflößer im großen Wasserfluß von 18.. ums Leben gekommen. Er, ein Bub von zwölf Jahren, stand neben der Mutter, zwischen vielem Volk am Ufer und sah ihn versinken. Von seiner Leiche hat man nimmer was gesehen, aber eine andere Rettung wunderbarer Art hatte das Volk erlebt. Selbesmal riß nämlich der Fluß auch die alte hölzerne, gedeckte Brücke zu Wolfenschießen hinweg, die wie alle solche Brücken ein altes, vom Volke verehrtes Kruzifix zierte. Während die Balken von den gierigen Wellen verschlungen wurden, oder im wiegenden Tanze wippend davonschwammen, segnete der Pfarrer, mit der Stola angetan, das tobende, die Dämme bedrohende Wasser. Da gewahrte man hundert Schritte unter dem abgebrochenen Brückenfuß das Kruzifix, das sich plötzlich in den wild brodelnden Wellen aufrichtete und langsam dem Ufer nähergetragen wurde, so daß die Wehrleute es mit ihren langen Flößerstangen erreichen und ans Land ziehen konnten.

Alle, die das gesehen, wußten, daß Gott sie ein Wunder hatte schauen lassen. Die Frau des Ertrunkenen aber schöpfte daraus eine fast wunderbare Ergebenheit. Sie deutete die Rettung des Heiligtums als Verheißung dafür, daß der Tote zum ewigen Leben eingegangen war.

Sie war eine fromme Frau, und ihr Aeltester kannte schon als kleiner Knabe keine größere Freude, als wenn er an einer zusammengeflickten Schnur eine blinkende Scherbe schwingen konnte, die seine Phantasie zum silbernen Rauchfaß machte. Seitdem er die Kraft von Priesterworten am fessellosen Wildwasser gesehen hatte, ward ihm das Priestertum, das ihm gestern noch ein buntes Spiel und Freude an Glanz und Farben der Gewänder und dem Alleluja der Musik gewesen war, zum brennenden, sehnsüchtigen Verlangen.

Aber das Ziel war fern wie die Sterne. Der Aelteste von acht Kindern, der Ernährer tot, vor ihm stand als steiler hoher Berg die Pflicht, in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Der Vormund gab ihn einem Schmied in die Lehre, denn einmal war der Junge kräftig für dieses Handwerk und der Meister versprach, schon nach einem halben Jahre mit dem Lohn zu beginnen.

Wendelin Zuwart hieß der junge Schmied. Wenn er in der schwarzen Werkstatt den Blasbalg trat und, im Feuer stocherend, wartete bis das Eisen glühend war, sah er die in weiße Mäntel gehüllten Chorknaben dem Hochwürdigen die Hände unter die Füße legen; wenn er das weiche Eisen auf dem Amboß mit dem Hammer formte, verglich er damit die Bekehrung einer sündhaften Seele, die in bußfertiger Andacht erglühend im Beichtstuhl von den Schlacken der Sünde gereinigt wurde.

Aber fern war dieses Zauberland. — — — Und merkwürdig: Je mehr er von dieser weltweiten Entfernung zurückgelegt hatte, desto brennender wurde sein Wunsch. Je mehr der Jahre von der Scheidewand zu seinem Ziele fielen, desto sehnsüchtiger lockte es ihn. Wendelin war dreißig, als der jüngste Bruder sein Brot selber verdienen konnte. Da band ihn die Familienpflicht nicht mehr länger an den Amboß und er hielt im Kloster um Aufnahme in die Schule an. Allein er war älter und trug den Bart dichter als der junge Mönch, der ihm die Pforte öffnete und zum Guardian führte. Fürs erste ward sein Wunsch erfüllt, denn der Obere erkannte wohl, wie der starke heilige Wille alle Dämme der grobschlächtigen Schüchternheit des Schmiedes durchbrach.

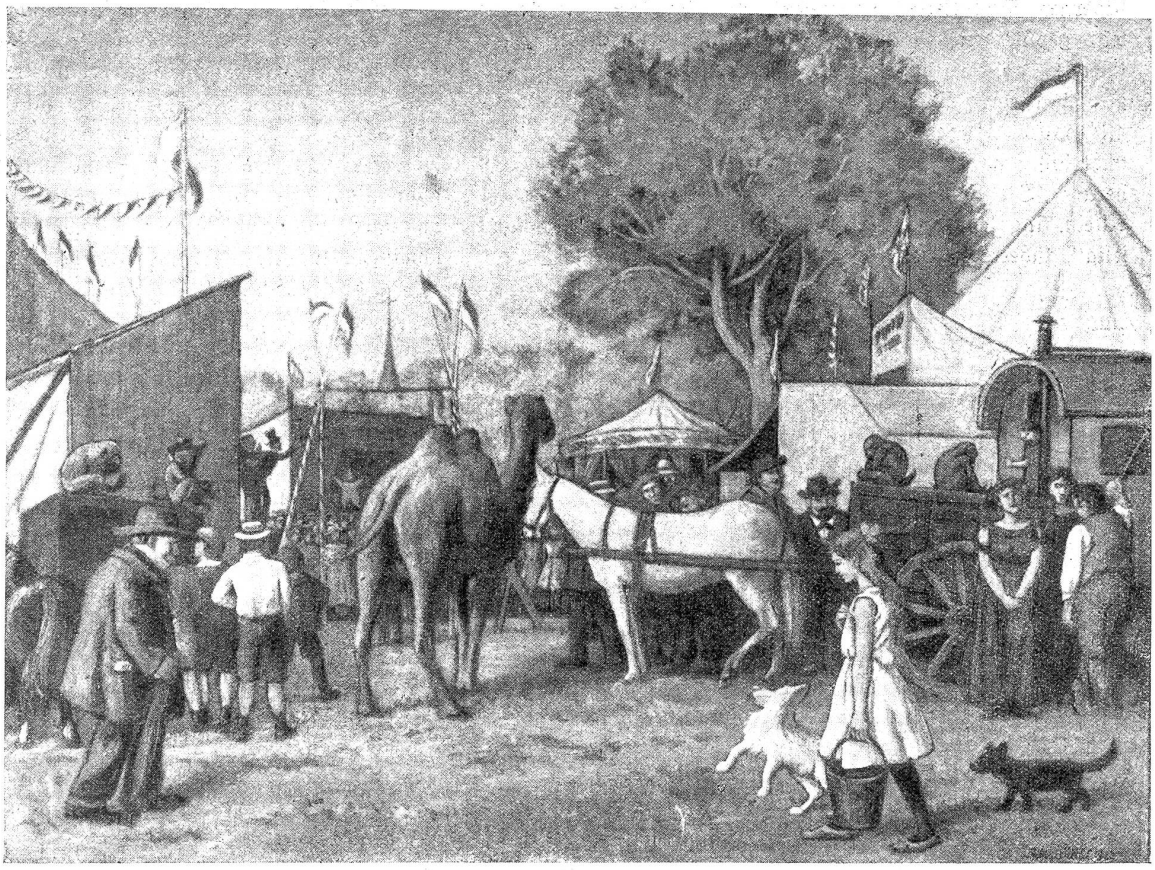
„Doch", besann sich der Guardian, „in der heutigen Welt bedarf der Glaube aus des Rüstzeuges der Wissenschaft. Wir müssen gewappnet sein zum Kampfe mit den finsteren Mächten."

„Wenn Gott mir hilft, werde ich die Schwierigkeiten überwinden. Ja oder nein. Es wird die Gewähr sein meiner Berufung. Waren nicht auch die Apostel unwissende Handwerker und der Herr erleuchtete sie, daß sie am Pfingstfeste in allen Sprachen reden konnten?"

Der bärtige Schmied, dessen Hand schreibend das weiße Blatt zerknitterte, saß nun unter den bleichen Büblein der ersten Klasse und seine warmen Augen sogen ihren Spott auf wie die Sonne den Regentropfen.

So ward ihm ohne Bedenken gewährt, unter dem Volk zu schaffen. Sie hatten noch genug Arbeit, die flaumigen

Büblein und Herrensöhnchen zu hüten, die es gelüstete, etwas von den Weiber- und Kiltganggeschichten dieser frischen Bauern zu vernehmen. Wendelins Ohren waren taub für solche Gespräche, und die kitzlichste Zote, ob der Achtzehnjährige das Maul bis zu den Ohren verzerrten, fiel vor ihm wie ein Flöcklein Schnee zur Erde. Erzählte jedoch einer ein Mirakel, dann ging sein voller Mund wie eine Rose auf und er lauschte gläubig und stille wie ein Träumender in seine übernatürliche Welt hinüber und seine Seele jubelte über ihren Wundern.



Arthur Riedel, Basel: Jahrmarkt.

Auf dem Schuttfeld regierten indessen die greifbaren, sichtbaren Kräfte. Sie füllten den Tag aus und lenkten durch die Gespräche der Arbeiter offenbar werdend, auch die Gedanken. Immer mehr wurde Wendelin vom Klang und Rhythmus der Arbeit eingesponnen. Sie zeigte ihm Schönheiten und gab ihm Rätsel auf.

Die Sonne bräunte seine Arme, die Arbeit beugte seinen Nacken.

Fluch der Natur, daß sie Menschenwerk hasset — Segen der Arbeit, die Natur- und Menschenkraft zum gleichen Ziele spannt. Der Mensch aber mißt seine Werke am Gigantischen der Natur, denn ohne diesen Maßstab bliebe er in unzulänglichen, seinen Armen erreichbaren Maßen stecken.

Nun schafften sie auf Hofstetten den Schutt wieder hinaus, zwanzig, dreißig Männer mit Pickel und Schaufel und Schiebkarren. Das Gewicht der Last schwellte ihnen die Adern an den Armen, machte ihnen die Pupillen schreckhaft groß und es huschten rote und grüne Lichter um ihre Augen.

„So um die acht Zentner", rechnete der bäumige Riese Melk. Und wenn sie abends mit krumm gearbeitetem Rücken das Tagwerk werteten, bemerkten sie kaum einen Fortschritt und, von der Müdigkeit begünstigt, verfielen sie in eine dumpfe Mutlosigkeit. Dann setzte sich Wendelin zu ihnen und kritzelte mit Kreide Zahlen auf einen blanken Schaufelstahl oder was anders sich ihm bot. „Zweihundert Karren haben wir heute zur Seite geschafft. Soviel im Maß und soviel macht's im Gewicht. Fünfzig Fuß des Bodens haben wir der Fruchtbarkeit wieder zurückgegeben. Hundert Tage brauchen wir wohl immer noch, bis die letzte Schaufel voll abgeräumt ist. Und nun rechnen wir zusammen: Dreißigtausend Kubikmeter, jeder zu tausend Liter, wie ihr die Milch verkauft. Eine Arbeit, die der Fluß zwischen Abend und Morgen geleistet. — Begreift ihr nun, daß er in Jahrtausenden das Tal zwischen den Bergen ausgefüllt hat?"

Dann fuhren die Arbeiter mit der Hand über die Stirne und es war ihnen, eine neue Welt tue sich auf, sie lernten ihr mühsam Tagwerk höher schätzen, weil es eingeordnet war in die ewigen Kräfte und nicht nur, wie sie geglaubt hatten, dazu da war, um ihres Leibes Not zu fristen.

Ward der bärtige, breitschulterige Student unter allen, die die Schaufel ins grobkörnige Flußsand stießen, der größten Aufmerksamkeit gewürdigt, so hämmerte er mit jedem Pickelstreich der Schwester Regina die Bewunderung für ihn ein. Und da er eben, weil das Kloster für ihn keinen Platz mehr hatte, ein Kosthaus suchte, nicht zu weit vom Kloster und doch auf dem Lande, ward der Handel mit zwei Worten geschlossen; Regina selbst legte ihm die Bitte auf die Zunge. Besser hätte er es in Abrahams Schoß nicht gefunden. Regina tat ihm schier die Hände unter die Füße legen und umgab ihn mit einer Ehrfurcht, die ihn schon die heiligen Weihen ahnen ließ. Sie brätelte und backte für ihn und las beim Scheine des Herdfeuers im Kochbuch, ein Hilfsmittel, dessen sie bislang auf Hofstetten hatte entraten können. Während sie in zwanzig Jahren nie eine Kirchweih mit einem besseren Mahle gefeiert hatten, ward ihnen nun jeder Don-

nerstag, des Studenten schulfreier Nachmittag, zu einem Fest, wenn er mit ihnen hemdärmlig, das Werkgerät über der Schulter, zur Feldarbeit auszog. Segen der Arbeit, wenn sich zum Händewerk der Seele frommer Sinn gesellt — — —!

Regina — war es ihr nicht, wenn sie verschnaufend auf die Arbeit des künftigen Priesters schaute — nein, eine solche Torheit war der nüchternen und praktischen Regina fremd — — ja, es war kindisch, aber sie mußte daran denken: Die Erde, welche von seinem Spaten gelockert worden, bringe den Samen rascher zum Keimen, der Samen, den seine weiße und dennoch kräftige Männerhand gestreut, gehe üppiger auf denn anderer. — — — Warum denn nicht? Alles Gedeihen kommt wie Sonnenschein und Regen ja vom Himmel.

Und wirklich: Nach dieser einen schweren Heimsuchung durch den Wasserfluß segnete der Herr die Arbeit auf Hofstetten wieder sichtbarlich.

Mit dem Einzug des Studenten bekam das hohe Lied der Arbeit eine neue Note. Es hatte ehe nur auf den schweren, brummigen Tasten des Bauernlebens gespielt, nun flocht der Wendelin die leisen, flötenden, himmlischen Töne der Wissenschaft hinein. Er lag vor ihr auf den Knien und betete sie an. Jedes neue Licht, das sie ihm aufsteckte, setzte er in einen jubelnden Akkord um. Er rang mit ihr wie ein Riese mit der beflügelten, schlangenweichen, leichten, goldglänzenden Nixe ringt, er schwerfällig, sie hundertfüßig, lächelnd und seiner spottend. Glaubte er einmal ihr Wesen mit fester Hand erfassen zu können, entschlüpfte sie ihm tausendmal und ihm blieb nur das sehnsüchtige, süße Nachschauen: eine himmlische Gestalt unter Schleiergewändern mit bloßen Füßen in ewige Fernen entschwebend, lockend und wunderbar auch aus der Ferne zu schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst-Reflexionen.

Wiederum vollzieht sich das große Sterben in der Natur; ein Sterben in Schönheit! Kein Baum, der nicht sein schönstes Festgewand hervorgeholt hätte zu dieser Verwandlung. Heute noch in den individuellsten Farben prangend — morgen schon kahle, nackte, zum Himmel emporgereckte Baumgerippe und -arme, ausgewischt alle Unterschiede; alle sind sie gleich im Tod!

Ein alljährlich wiederkehrendes Gleichnis. Der Mensch, der stumpf daran vorübergeht, muß entweder für alle Wunder taub oder aber in großer, innerer Not, in Angst sein. Aus dieser Angst-Not macht er eine Tugend, verschließt sich der gewaltigen Sprache Gottes und macht die Augen zu. Aber diese Vogel-Strauß-Politik trägt ihn nicht über die furchtbare Wirklichkeit hinweg. Die Natur redet eine deutliche, gewaltige Sprache und jeder, ohne Ausnahme, versteht sie, wie er sich auch dagegen wehrt. Was ist denn mit uns Menschen? Ist es richtig, daß wir Menschen und — wie eine reiche Beobachtung lehrt sogar die alten Menschen — sich vor dem Tode fürchten, lieber gar nicht an ihn denken? Sollte uns nicht im Gegenteil das Leben mit seinen Mühsalen reifen und dazu vorbereiten, daß auch wir — den Bäumen gleich, aber mit festlich gekleideter Seele den Tod erwarten können? Welch dunklen, verwirrenden Mächten sind wir denn anheimgefallen, wir, das aufgeklärte, nüchterne, streng logisch denkende Menschengeschlecht des 20. Jahrhunderts? Wie kommt es denn, daß uns gerade in der für jeden Einzelnen wichtigsten Situation das klare Denken abhanden kommt? Wäre denn nicht einzig normal, nein, sogar einzig würdig für den Menschen, die Krone der Schöpfung Gottes dies, daß er sich von Jugend auf bewußt sein möchte, daß unser Leben, das uns in seinen Bedingtheiten nie restlos glücklich sein läßt, auch nie und nimmer etwas Endliches und damit etwas Fertiges sein kann; denn: wären wir im Leben — und zwar am strengsten Gewissen gemessen einfach wunschlos glücklich, so dürfte das für uns wohl heißen, daß unser irdisches Dasein Selbstzweck, Endzweck ist. Wo ist aber der Erdenbürger, der zu behaupten wagte, sein ganzes Leben in diesem dauernden Glückszustand verbracht zu haben? Kommen wir nicht gerade dann, wenn wir die strengste und härteste Denkarbeit leisten zu dem Schluß, daß all das, was wir im Leben tun, nur Stückwerk und daß unser Leben selber bloß ein großes Stückwerk ist?

Bei dieser furchtbaren Erkenntnis entringt sich ein Gedanke, nein ein Wunsch, oder nein, noch mehr, ein Gebet meiner Seele: Großer Gott, allmächtiger Herr über Leben und Sterben, laß mich deine ewige Gnade darin erkennen, daß du mir meine Augen öffnest, meine Sinne weitest, all die mir anvertrauten Talente dazu schärfst, um zu begreifen und zu erkennen, daß die täglichen Wunder und die Gleichnisse in der Natur deine Sprache sind, mit der du zu uns redest, und daß du uns durch diese Wunder ein großes Wunder ahnen läßest, wenn wir gelernt haben werden, unsere Seele zu schmücken für die letzte große Verwandlung.

Martha Bünzli.

Andrew Carnegie.

Zum 100. Geburtstag, 25. November 1935.

Der amerikanische Großindustrielle und Stahlkönig Andrew Carnegie, dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 100. Male jährt, ist sicher den Lesern der „Berner Woche" wenigstens dem Namen nach bekannt. Sie haben schon etwas von den ungeheuren gemeinnützigen Stiftungen des Mannes gehört, die 350 Millionen Golddollars überstiegen, wissen, daß beispielsweise Lebensretter von der Carnegie-Stiftung Auszeichnungen erhalten, daß Familien von Leuten, die bei einer Lebensrettung selbst verunfallten, daraus unterstützt werden. Das Leben Carnegies liest sich wie ein Roman. Er hat es vom einfachsten Fabrikarbeiter und Depeschenträger zum Multimillionär emporgearbeitet, ganz aus eigener Kraft, wurde der allmächtige Stählkönig, was man in einer Zeit, die Riesenvermögen zertrümmert, auch wieder einmal hören mag. Viel nachhaltiger aber wirkt die Kunde, daß dieser Mann eines Tages plötzlich fand, er habe nun genug Reichtümer geäufnet, es sei jetzt an der Zeit, sich mit der Verteilung dieses Reichtums zu befassen. Und er fand dabei, daß das unendlich schwerer und anstrengender war, als das Sammeln des Reichtums. Ein eigenartiges Menschenschicksal!

Die Eltern von Andrew Carnegie wohnten in Dunfermline in Schottland, waren einfache, arme, aber geistig sehr regsame Menschen. Der Vater war Weber. Als die Webmaschinen ihren Siegeszug begannen, konnten die kleinen Handwebereien, wie Vater Carnegie eine besaß, nicht mehr konkurrieren. Der Verdienst blieb aus, Schmalhans wurde Küchenmeister, bittere Not hockte in den Fenstern. Nun hatten die Carnegies Verwandte in Pittsburg in Amerika, die schrieben, die Familie möchte über das große Wasser kommen, es werde sich in der „Neuen Welt" schon ein Plätzchen finden. Es fehlte aber am Gelde zur Ueberfahrt, und man mußte 20 englische Pfund entlehnen. Am 17. Mai 1848 trat die Familie mit dem langsamen Segler „Wis-